

«Ich war immer sehr tüchtig.

Monika Stocker über ihre 14 Jahre als Vorsteherin des Zürcher Sozialdepartements, die

VON ESTHER GIRSBERGER,
SEBASTIAN RAMSPECK (TEXT)
UND BRUNO SCHLATTER (FOTOS)

Frau Stocker, werden Sie nach 14 Jahren die Türen zu Ihrem Büro schliessen und sagen: Das wars?

Ja. Ich werde aufräumen und die Türen zumachen. Mit dem guten Gefühl, eine gute Zeit gehabt zu haben.

Sie bleiben in Zürich, lesen die Zeitungen und werden die Entwicklungen im Sozialdepartement mitverfolgen. Ohne Emotionen?

Sicher nicht. Aber ich werde mich nicht öffentlich zur Politik meines Nachfolgers äussern.

Nicht wie Ihre Amtsvorgängerin Emilie Lieberherr?

Nein. Emilie hat mich in meinen ersten beiden Amtsjahren praktisch laufend kommentiert. Das werde ich sicher nicht tun.

Sie hatten ihr aber einen leichten Einstieg zu verdanken: Nach 24 Jahren Emilie Lieberherr waren alle froh, dass frischer Wind ins Sozialdepartement kam.

Vielleicht. Vor allem aber waren alle erleichtert, dass eine Grüne die Sparpakete durchsetzen musste. Jetzt, wo es wirtschaftlich ziemlich gut geht, stelle ich fest, dass sich verschiedene Parteien «meiner» Ideen annehmen, zum Beispiel bei der externen Kinderbetreuung. Aber das ist halbwegs normal in der Politik.

Mehr als 28 Jahre lang wurde das Zürcher Sozialdepartement zuerst von Emilie Lieberherr, dann von Ihnen geleitet.

Bedauern Sie, dass Ihnen nicht die grüne Stadträtin Ruth Genner folgt?

Nein. Es ist richtig, dass mit Martin Waser ein Vertreter der SP übernimmt. Er vertritt die grösste Fraktion. Diese Partei muss jetzt wieder mehr Verantwortung übernehmen in der städtischen Sozialpolitik und sie stärker mittragen. Martin wird seine Arbeit mit sehr viel Nüchternheit und Pragmatismus angehen, und er wird seine Arbeit gut machen. Man wird ihm viel Respekt entgegenbringen.

Mehr als Ihnen?

Ja, das hoffe ich. Das Übergriffige, das Besserwisserische wird eher aufhören bei einem Mann. Da spielt nach wie vor der Gender-Effekt eine Rolle.

Auch männliche Sozialvorsteher werden angegriffen.

In der Sache vielleicht, aber weniger als Person. Darüber könnte man stundenlang reden. Einem Mann gegenüber traut man sich nicht, so rasch dreinzureden. Man sagt nicht, wie die Sozialhilfe zu machen sei. Bei einer Frau als Chefin des Sozialen meinen alle, es besser zu wissen, und viele reden bis in die Abteilungen drein. Symptomatisch für mich als weibliche Sozialvorsteherin war ja, dass ich immer in meiner ureigensten Person angegriffen wurde. Man hat meine Werthaltung kritisiert.

Das haben Sie mit Aussagen wie «ich arbeite mit Menschen, nicht mit Zahlen» oder «mich interessieren die Werte mehr als das Geld» doch provoziert. Das Geld hatte ich immer im Auge. Ich habe rasch nach meinem Amtsantritt ein modernes Controlling eingeführt. Richtig ist, dass mir die Werte wichtig sind. Weil ich es mit Menschen zu tun habe, die abhängig sind. Bei der Frage, wie eine Gesellschaft mit

Hilfe Suchenden, mit Abhängigen umgeht, geht es immer um Machtverhältnisse.

Wie gehen Sie mit diesen Machtverhältnissen um?

Ich habe in meiner Rolle als Sozialvorsteherin auch vom Gesetz her eine ganz klare Verantwortung: Jeder Mensch hat grundsätzlich einen Anspruch auf eine würdige Behandlung. Deshalb war es mir als Mitglied des kantonalen Verfassungsrats auch sehr wichtig, dass wir das Recht auf Existenzsicherung als öffentliche Aufgabe durchgebracht haben.

Die Existenzsicherung setzt Mittellosigkeit voraus. Diese wird immer wieder vorgetäuscht. Sie haben den Missbrauch schöngeredet.

Nein. Wir haben nie bestritten, dass es Missbräuche gibt. Richtig ist, dass die Dreistigkeit zugenommen hat, was auch eine Folge der Migration ist. Da gibt es nichts schönzureden. Um gegen die neue Dreistigkeit anzukommen, genügt die bestehenden Instrumente nicht mehr. Deshalb führten wir unter anderem ein Sozialinspektorat ein.

Gegen Sozialinspektoren haben Sie sich hartnäckig gewehrt. Und die Missbräuche heruntergespielt.

Dafür hatte ich einen guten Grund: Man ritt eine Kampagne, die mich instrumentalisieren wollte. Man wollte, dass Monika Stocker als Leitfigur des bestehenden Sozialhilfesystems in eine öffent-

«Bei einer Frau als Chefin des Sozialen meinen alle, es besser zu wissen»

liche Diskussion über reale Fälle verwickelt wird. Dem widersetzte ich mich.

Das wurde offensichtlich weder von aussen noch im Departement verstanden.

Ich habe das Gefühl, ich hätte mir in dieser Zeit die Zunge fustlig geredet. Die Empörung und die Wut, die die Kampagne schüren wollte, bleiben mehrheitlich am

Stammtisch, wo sie ja immer schon waren. Den Eindruck, dass sie die gesamte Bevölkerung erfasst haben, kann ich nicht teilen. Gerade jetzt werde ich sehr oft positiv angesprochen auf der Strasse. Ich kann aber den Frust eines Sozialarbeiters, der über den Tisch gezogen wird und in einem Fall nicht weiterkommt, sehr gut nachvollziehen. Deshalb wird das Sozialinspektorat als neues Instrument sehr geschätzt. **Im Schlussbericht von Peter Hablützel und Peter Arbenz wird angedeutet, dass die Prozesse, die Strukturen und die Departementskultur verbesserungsfähig sind.**

Das ist so. Abläufe in Grossorganisationen sind tendenziell kompliziert und immer verbesserungsfähig. Die Sozialen Dienste stehen aber auch unter einem enormen Druck – allein schon von der Aufgabenlast her. Wenn dann auch noch Druck von aussen aufgebaut wird, gibt es Aufregung und Frust.

Ist es nicht auch so, dass Sie und Ihr Kader sich zu stark abschotteten, nicht mehr hören wollten, wie es unten rumort?

Diese Legende stütze ich nicht. Ich bin ständig im Dialog, intern wie extern, mit Fachkollegen und -kolleginnen, mit Leuten aus dem Departement, aus dem Stab, mit dem Stadtrat. Ich höre viel und nehme das Gehörte auch ernst. Aber als Departementsvorsteherin habe ich gemäss Gesetz, Richtlinien und fachlichem Ermessen zusammen mit der Direktorin der Sozialen Dienste eine öffentliche Verwaltungsaufgabe zu erfüllen. Da ist Beliebigkeit fehl am Platz. Insofern bin ich konsequent. **Die starke Monika Stocker hat Mühe mit starken Persönlichkeiten, die ihr eine andere Meinung vorhalten.**

Wenn etwas entschieden ist, dann gilt es. Der Stadtrat hat die Neuausrichtung der sozialen Grundversorgung 2000 beschlossen, und ich habe sie Schritt für Schritt umgesetzt. Das war harte Führungsarbeit und gibt nicht nur gute Gefühle, auch bei mir nicht. Bei Widerständen ist man als Führungskraft oft einsam. Ich kann gut debattieren und über Vorgehensweisen streiten. Aber wenn etwas entschieden ist, dann gilt es. Da schalte ich auf relativ stur.

Wenn man andere Wertvorstellungen als Sie hat, werden Sie wütend.

Stimmt. Ich bin eine leidenschaftliche Verfechterin der Würde der Menschen, auch am Rande.

Was macht Sie so sicher, dass Ihre Wertvorstellungen die richtigen sind?

Ich stehe für diese Werte ein. Da bin ich ein Fundi, aber nicht unbelehrbar. Es ist eine moralische Frage, was man in dieser oder jener Situation tun soll. Da muss ich den Kompass immer wieder richten. Um diese Fragen noch weiter zu vertiefen, habe ich an der Uni den Lehrgang für angewandte Ethik begonnen. Mit der Wertschätzung für Menschen fühle ich mich sicher. Aber ich spüre auch, dass diese Werte in der heutigen Zeit bedroht sind. **Im Gegenteil: Es gibt immer mehr Ethikkommissionen – jedes Unternehmen, das etwas auf sich hält, macht einen Sozialbericht.**

Das ist genau der Punkt: Man schreibt, aber dann muss man irgendwann handeln. In der Exeku-

tive muss man das jeden Tag! Erst das Handeln macht Ethik und Moral zu etwas Verbindlichem. Und daran hapert es oft. Führungskräfte aus der Wirtschaft verstehen das ganz gut, das habe ich in vielen Gesprächen gespürt. **Moral, Ethik, Anstand werden auch im Stadtrat nicht mehr immer gross geschrieben.**

Stadtpräsident Ledergerber hat sich schon verschiedentlich öffentlich im Ton vergriffen.

Es ist viel Leidenschaft in unserem Kollegium. Aber es ist auch ein Kollegium, das viel erreicht hat. Bei uns im Stadtrat merkt man ziemlich direkt, was wir wollen. Da nehme ich Leidenschaft gerne in Kauf. Es gibt aus meiner Sicht zu viele Wachstumspolitiker, bei denen man nicht weiss, woran man ist.

Die Zürcher SVP-Politiker reden deutsch und deutlich. Nicht zu Ihrem Vergnügen.

Sie reden in Schlagzeilen. Das entspricht dem Zeitgeist. Heute sind differenzierte Analysen und Zusammenhänge weniger gefragt. Das bedaure ich.

Hat die SVP Ihren Rücktritt bewirkt?

Nein. Ich habe schliesslich ihr 14-jähriges Trommelfeuer zur Kenntnis genommen, jeden Dienstag in der Kommission und am Mittwoch im Gemeinderat. Ich habe auch zur Kenntnis genommen, dass es 2000 eine Abmachung innerhalb der SVP gegeben hat, wonach diese Partei nichts mehr aus dem Sozialamt bewilligen will.

Die SP und die Gewerkschaften haben Ihnen das Leben mindestens so schwer gemacht. Sie stellten sich immer wieder gegen Ihre Reformvorhaben oder beispielsweise gegen die Teillohneinführung.

Auch die Linke ist ein wenig müde bei den sozialen Fragen. Sozialpolitische Themen sind nicht chic; mit denen kann man kaum noch Stimmen holen. Ich empfinde die Kritik von links allerdings als härter, weil ich eigentlich immer hoffe, dass die Linke soziale Lösungen mitträgt.

Sie sind eine Polizistentochter.

Ist Ihre Ablehnung von Kontrollen und Eingriffen in die Privatsphäre darauf zurückzuführen?

Meine Vorbehalte gegen verdeckte Ermittler haben vielleicht damit zu tun. Dass nicht in die Privatsphäre eingegriffen wird, ist mir ein enormes Anliegen. Die Sozialarbeit hat den Abhängigen nicht zu sagen, wie sie zu leben haben. Dass das heute wieder versucht wird, macht mir Angst. Lange Jahre ging es ums Helfen, Emanzipieren, Befähigen. Jetzt ist Erziehen, Sanktionieren, Abstrafen in.

In Deutschland redet man von Fördern und Fordern.

Das ist ein schönes Wort, das ich unterschreibe. Aber wie sieht das dann konkret aus? Wir betreuen im Sozialdepartement viele «kaputte» Menschen mit schwer wiegenden oder traurigen Geschichten. Wer entscheidet, ob diese faul oder krank sind? Der Staat?

Ja, wenn diese Menschen staatliche Leistungen beanspruchen.

Ich habe nicht manchen getroffen, der nicht arbeiten will. Ich habe aber Hunderte getroffen, denen man immer wieder an den Kopf warf, dass sie im Arbeitsmarkt nicht genügen. Dass einer sagt, er mache sich ein fröhliches



DIE SOZIALARBEITERIN IM TROMMELFEUER DER KRITIK

14 Jahre lang hat die 60-jährige Monika Stocker von den Grünen das Zürcher Sozialdepartement geleitet. Die gebürtige Aargauerin liess sich zur Sozialarbeiterin ausbilden. Von 1987 bis 1991 war sie **Nationalrätin**, 1994 wurde sie zur Stadträtin gewählt. In den letzten Monaten tischte die «Weltwoche» immer

wieder missbräuchliche Sozialhilfefälle auf, worauf die Zürcher SVP ihr Trommelfeuer der Kritik intensivierte. Nach einer gesundheitsbedingten Auszeit gab Monika Stocker ihren Rücktritt per Ende Juli 2008 bekannt. Sie ist verheiratet und Mutter von zwei erwachsenen Kindern.



Leben mit der Sozialhilfe, das ist mir nicht oft begegnet. Auch wenn es solche Fälle gibt.

Was werden Sie nach Ihrem Rücktritt tun?

Zuerst einmal gibt es sechs Wochen «Ausnüchterung».

In einer Entzugsstation?

So eine Art, ja.

Wo?

Das verrate ich nicht. Ich muss zuerst einmal lernen, nichts zu tun. Dann mache ich meinen Ethiklehrgang und werde wohl wieder mehr schreiben. Ich möchte gewisse Dinge durchdenken und zu Papier bringen. Und ich möchte auch wieder etwas selber anbieten. Bevor ich Stadträtin war, hatte ich ein Projektatelier; etwas Ähnliches will ich wieder aufbauen.

Was bleibt rückblickend von 14 Jahren Sozialpolitik mit Monika Stocker?

Der Wandel von einer vom Drogenelend dominierten zu einer prosperierenden Stadt, aber auch der fundamentale Umbau der Wirtschaft, die mit zunehmenden Arbeitslosen- und Sozialhilfeszahlen verbunden ist. Die städtische Sozialpolitik kann urbane Probleme, wie sie auch andere Gross-

Vielleicht zu tüchtig»

Kampagne gegen sie, die «Ausnüchterungszeit» danach und ein Leben im Paradies



städte kennen, bewältigen. Sie kann Verslumung, Szenenbildung und offene Obdachlosigkeit verhindern und stadtverträglich organisieren. Die Zürcher Sozialpolitik hat die Armut und das Elend «von der Strasse genommen». Die Soziokultur, die lange belächelt wurde, hat einiges zur positiven Stadtentwicklung beigetragen, und in der vorschulischen Kinderbetreuung hat Zürich eines der besten Angebote weit und breit. **Die meisten dieser Verdienste liegen ein paar Jahre zurück. Sie hätten es in der Hand gehabt, einen rundum gelungenen Abgang zu erleben. Wenn Sie keine vierte Amtsperiode angehängt hätten.** Ich hatte eine reiche Zeit. Was in den letzten zwei Jahren geschah, gehört auch zu einer engagierten Politik. Und diese zwei Jahre sind halt auch mir passiert. Die Kampagne ist eine Art Ausstellungsobjekt, das man anschauen kann, analysieren muss, das debattiert und dokumentiert wird, vielleicht kommt es mal ins Museum. Aber es ist nicht mein Leben. **Warum haben Sie sich 2006 nochmals für eine Amtsperiode entschieden?**

Weil einige Dinge noch nicht fertig waren. Bei der Arbeitsintegration, den Sozialfirmen, den Teillohnjobs wollte ich noch einen Schritt weiterkommen. Ich wollte zudem sicherstellen, dass jedes Kind im Vorschulalter einen Platz bekommt, wenn es einen braucht. Und schliesslich wollte ich mich überzeugen, dass die Asylorganisation auf eigene Beine zu stehen kommt.

Es gibt immer Projekte, die nicht fertig sind. Rückblickend müssten Sie zum Schluss kommen, dass Sie den richtigen Zeitpunkt für den Abgang verpasst haben.

Es gab Momente, in denen ich mir tatsächlich gewünscht hätte, ich wäre bereits aus der Schusslinie. Aber heute dominiert das Gefühl, dass ich die Dinge fertig gemacht habe.

Man hat den Eindruck, die politische Grosswetterlage könnte sich bald wieder ändern, auch in der Schweiz.

Sicher ist, dass wir uns in der Sozialpolitik ein paar ganz grundsätzliche Fragen stellen müssen. Zum Beispiel beim Hungerthema oder bei der Migrationsfrage. Wir können ja nicht erwarten, dass nur die gut Ausgebildeten zu uns kom-

men und so tun, als seien die anderen – die Sans-papiers – unsichtbar, wenn wir sie nicht gerade herumjagen. Diese Themen werden uns auch in Zürich beschäftigen. Wir sind eine Superstadt, aber es braucht viele Anstrengungen, es zu bleiben. Es sind auch nicht alle tüchtig und dynamisch und lebensfroh. Ich habe

«Aber wenn etwas entschieden ist, dann gilt es. Da schalte ich auf relativ stur»

noch nie jemanden getroffen, der von 0 bis 100 immer nur tüchtig war.

Haben wir in einer verwöhnten Zeit gelebt?

Ja. Wir leben im Paradies und merken es nicht.

Im kleinbürgerlichen Milieu heisst es: «Ich gehe morgens arbeiten, komme abends erschöpft nach Hause, muss einen guten Teil meines Ein-

kommens abgeben in Form von Steuern und will deshalb sicher sein, dass mit dem Geld haushälterisch umgegangen wird.»

Ja, das verstehe ich, und wir können doch feststellen: Alle Steuerzahlenden haben einen absolut sicheren Return. Sie bewegen sich in einer sauberen und sicheren Stadt, in der es fast allen gut geht. Sie fallen weder über Hunderte von Obdachlosen am Bahnhof, noch fallen sie vor ihrer Haustüre über Junkies. Ich habe ja manchmal auch eine boshafte Seite. In solchen Momenten wünsche ich mir, dass das Sozialdepartement einen Monat lang streiken würde. Mal schauen, was dann geschehen würde.

Nämlich?

Man würde Kinder und Jugendliche sehen, die man nicht sehen will. Es ist wie im Haushalt: Wenn er gemacht ist, empören sich alle über die Energie und die Kosten, die dafür draufgehen. Aber wehe, jemand macht den Haushalt nicht: Dann geht das grosse Gejammer los. Und dann kommt zum Beispiel SVP-Gemeinderat X zu mir und sagt, seine Nichte habe keine Lehrstelle, und fragt, ob ich nichts für sie tun könne. Es gibt fast bei je-

dem Menschen einen Berührungspunkt zum Sozialdepartement.

Sind Ihre beiden Kinder Ihren Wertvorstellungen gefolgt?

Meine Tochter hat Politologie studiert und arbeitet bei einem Unternehmensberatungsbüro, das sich vor allem der nachhaltigen Entwicklung verschrieben hat. Mein Sohn ist Forstingenieur und arbeitet bei Pro Natura.

Ihr Mann ist pensioniert, Sie selber werden mehr Freiraum haben. Fürchtet sich Ihr Mann davor?

Es ist wie bei vielen Paaren: Die Umstellung macht schon ein bisschen Angst. Wir können uns das neue Leben im Moment noch gar nicht vorstellen. Vor 40 Jahren, solange sind mein Mann und ich zusammen, haben wir gemeinsam das Studium begonnen. Ich war schon nach dem ersten Semester Fachschaftssprecherin und habe zu ihm gesagt: «Ich brauche einen Mann.» Das wirft er mir schmunzelnd immer noch vor. Ich meine damals nämlich einen Mann für die Fachschaft. Er hat es persönlich aufgefasst. Wir haben zwar zwei sehr getrennte Karrieren gelebt, aber es bestand immer diese Verbindung über das Berufliche.

Jetzt müssen wir uns neu einpegeln. Wie das gehen wird, wissen wir noch nicht.

Was würden Sie heute anders machen?

Wie immer wird im Rückblick alles relativ. So habe ich gewisse Dinge allein entschieden, bei denen ich heute vielleicht zurückfragen würde. Ich habe manchmal etwas durchgezogen, bei dem ich heute vielleicht früher nachgeben würde. Und ich habe, vor allem in den Neunzigerjahren, zu viel auf mich genommen. Ich hatte ein bisschen das Musterschülerinnensyndrom. Das ist vielleicht auch meine Sozialisation: Ich war immer sehr tüchtig. Vielleicht zu tüchtig.

Das klingt nach: Ich war zu gut. Gibt es nichts, was Sie wirklich falsch gemacht haben?

Aber sicher. Ich war manchmal zu mild. Beim Abgang von sozialpolitisch wichtigen Kaderleuten, die gegangen sind, weil sie zum Beispiel nicht hinter einem Reformpaket stehen konnten, hätte ich beachten müssen, welche negativen Auswirkungen das haben kann. Solche Persönlichkeiten kommunizieren ihren Frust oder Ärger manchmal über Jahre hinweg.